

## Wie soll man Mundartwörter schreiben?

Zwischen lautlicher Richtigkeit und besserer Lesbarkeit konsequent entscheiden

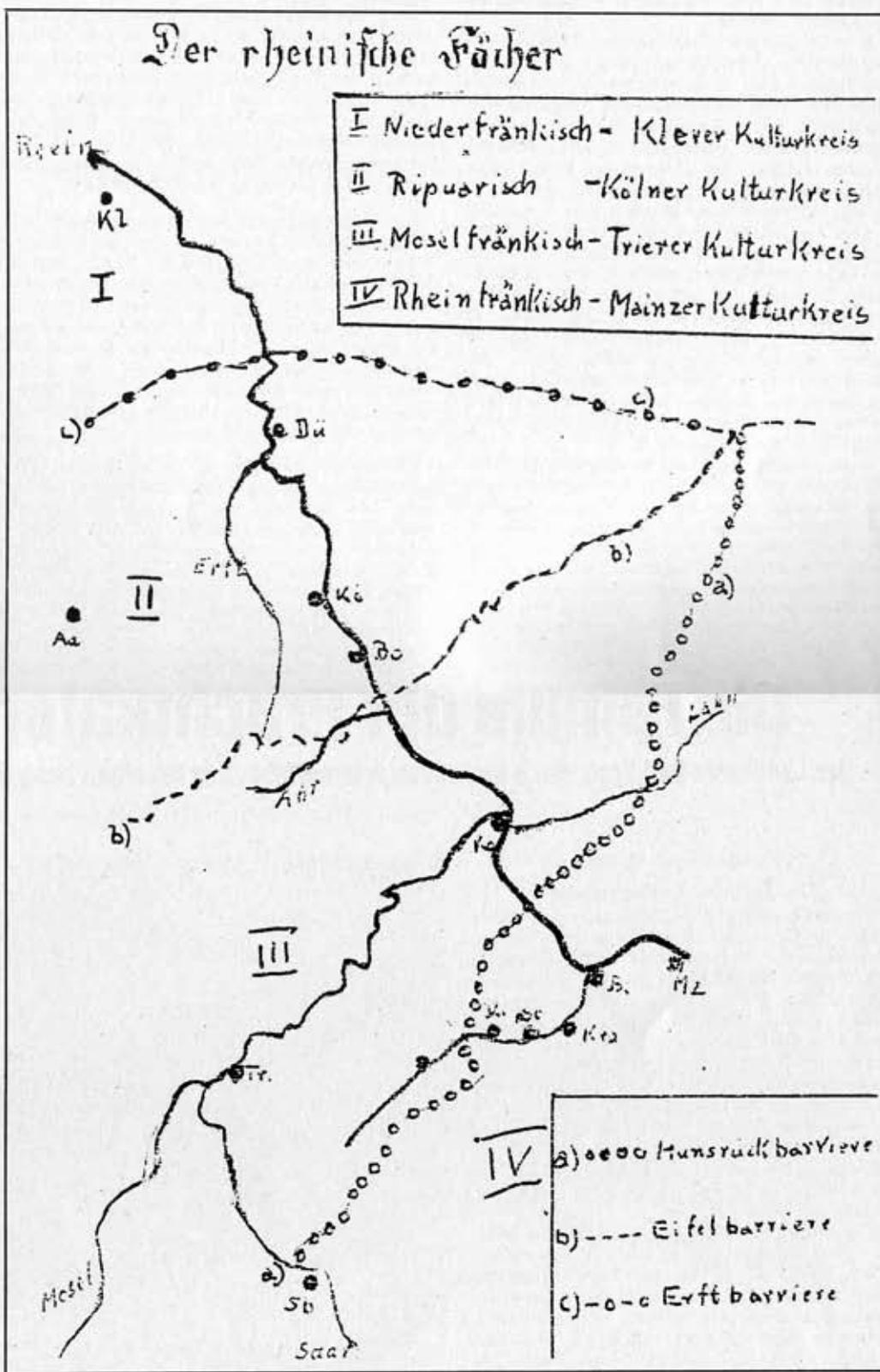
Von Studiendirektor i. R. Dr. WILHELM BLEYER, Meddersheim

In den letzten Jahren konnte man in verstärktem Maße häufig in Zeitungen, Zeitschriften und Landschaftskalendern Mundartgedichte und Mundartgeschichten lesen. Manchen erschien das Lesen dieser Veröffentlichungen schwierig, weil sie entweder die betreffende Mundart nicht kannten oder weil ihnen das Schriftbild der bekannten Mundart ungewohnt war. Aber auch der Mundartdichter sieht Schwierigkeiten, wenn er mit den 26 Buchstaben des Alphabets und den ä, ö, ü die ihm bekannte Mundart richtig wiedergeben möchte. Und selbst, wenn ihm dies einigermaßen gelingen sollte, dann fehlt ihm immer noch die Angabe für den richtigen Tonfall und die Satzmelodie.

Zwei Möglichkeiten bieten sich heute an, um diesen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, einmal Schallplatten- oder Bandaufnahmen; dann aber versteht es die deutsche Mundartforschung seit über 50 Jahren, die gesprochene Mundart durch eine phonetische Umschrift, d. h. durch Lautzeichen, wiederzugeben. Oft sind dabei noch zusätzliche Zeichen für Betonung, Tonhöhe und Satzmelodie erforderlich. Auch diese von der deutschen Dialektforschung vorgeschlagenen Lautzeichen müssen je nach Sprachlandschaft genauer definiert werden. Doch der Mundartschreiber ist gezwungen, das übliche Alphabet zu benutzen, und so sieht er immer wieder die Schwierigkeiten einer richtigen Lautwiedergabe.

Wenn wir diesen Schwierigkeiten in unserem Raum auf den Grund gehen wollen, dann müssen wir einen Überblick zu gewinnen versuchen über die Mundartlandschaft des Rheinlandes, in die unsere Nahlandschaft eingebettet ist. Der größte Teil des Rheinlandes gehört zum westmitteldeutschen Mundartgebiet. Dieses unterteilt man, von Norden nach Süden, in das Ripuarische (Köln, Bonn, Aachen), das Moselfränkische (Luxemburg, Trier, Koblenz, Montabaur) und das Rheinfränkische (Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Kreuznach). Diese Mundartgebiete entsprechen dem Kölner, Trierer und Mainzer Kulturkreis, die ihrerseits mit den früheren großen kirchlichen Verwaltungsgebieten identisch sind. Zwischen diesen Gebieten oder genauer am Rande dieser Bereiche kam es zu einer Häufung von Mundartgrenzlinien, so daß gewissermaßen Barrieren entstanden. Alle diese Grenzzäune verlaufen von Südwesten nach Nordosten und treffen sich am Rothaargebirge, wo sie in die Grenze zwischen Niederdeutsch im Norden und Mitteldeutsch im Süden übergehen. Da sie sich wie ein Fächer nach Südwesten öffnen, hat man auch von dem rheinischen Fächer gesprochen.

Die Hunsrückbarriere, die das südöstliche Rheinfränkische vom nordwestlichen Moselfränkischen trennt, überquert die Nahe zwischen Kirn und Idar-Oberstein. Sie beruht auf dem Gegensatz nordwestlich/südöstlich: wad/was, dad/das, ed/es, Korf/Korb, leef/lieb, meed/mied, ruud/rood = rot, duud/dood = tot, giehn/gehn, Bruud/Brod = Brot. Der Unterlauf der Nahe mit den Orten Bingen, Kreuznach, Meisenheim, Sobernheim und Kirn gehört also zum Rheinfränkischen. Doch schon Hennweiler und weiter naheaufwärts Idar-Oberstein gehören zum Moselfränkischen.



Von Südwesten nach Nordosten quert die sogenannte Eifelbarriere das Eifelgebiet und grenzt das südlichere Moselfränkische vom nördlichen Ripuarischen, dem Kölner Kulturkreis, ab. Sie trennt südlich/nördlich: Dorf/Dorp, helfe/helpe of/op = auf, gien/jonn = gehen, Haus/Huus, aus.

us, Eis/Is, Wein/Wing, Zeid/Zick = Zeit, flink/flöck.

Der Kölner Raum setzt sich durch die sogenannte Erftbarriere von dem Niederfränkischen ab. Hier handelt es sich um die Gegensätze südlich/nördlich: ich/ick, us/üt = aus, Zick/Tied = Zeit, Wing/Wien = Wein, Löck/Lüde = Leute, Schwester/Söster, Pief/Piep = Pfeife.

In der Neuhochdeutschen Schriftsprache wird die Aussprache durch bestimmte Rechtschreibregeln angedeutet. So drückt man die Länge eines Vokals (Selbstlautes) durch Verdoppelung, durch Dehnungs-h oder Dehnungs-e aus; die Kürze eines Vokals drückt man meist durch die Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten (= Mitlautes) aus. Wenn ich schreibe „hassen“, dann zeigt mir die Verdoppelung des s, daß das a kurz zu sprechen ist; schreibe ich „Saal“, „Heer“, dann weiß ich, daß der Doppelvokal lang auszusprechen ist. Möchte ich also für den Mundartleser verständlich schreiben, dann könnte ich diese hochdeutsche Rechtschreibregel auch auf die Mundart anwenden.

Eine Gruppe von Konsonanten (Mitlauten) bilden die sogenannten Verschußlaute p, b; t, d; k, g. Hier stehen sich in Schriftsprache, Moselfränkisch und Rheinfränkisch immer ein harter und ein weicher Laut gegenüber; doch bestehen Unterschiede in der Aussprache zwischen Schriftdeutsch und den beiden Mundarten. B, d, g, und s sind in der Hochsprache stimmhafte Lenes (= weiche Laute mit Stimmbandsommen: p, t, k und ß sind stimmlose, aspirierte Fortes (= harte, behauchte Laute ohne Stimmbandsommen). In den beiden Mundarten sind b, d, g, s stimmlose Lenes (= weich ohne Stimmbandsommen) p, t, k sind aspirierte Lenes (= weich, aber behaucht). Der s-Laut ist für den hiesigen Mundartleser immer stimmlos. Deshalb macht er in der Aussprache keinen Unterschied zwischen verreiben, zerreiben, vereisen, sondern sagt in diesen Fällen: verreiben, zerreiben, vereiben und merkt so die Unterschiede gar nicht.

Dazu kommt noch eine Besonderheit der Verschußlaute im Anlaut: Vor r oder l sind p, t, k zu b, d, g erweicht, so daß für den Mundartleser kein Unterschied besteht im Anlaut zwischen den schriftdeutschen Wörtern drei, treten, groß, klein, Platz, Blume; er glaubt richtig hochdeutsch zu sprechen, wenn er sagt: drei, drede, groß, glein, Blatz, Blume.

Ein weiterer Unterschied zwischen Schriftdeutsch und hiesiger Mundart ist der Zusammenfall von ch und sch in der Mundart zu einem dem sch nahestehenden Laut; häufig kommt noch dazu die sch-Aussprache des g. Für den hochsprachlichen Satz „ich zeige dir eine Feige“ glaubt der Dialektsprecher auch hochdeutsch sich auszudrücken, wenn er sagt „isch zeische dir eine Feische“. Lesbarer wäre allerdings für ihn die Schreibweise „ich zeiche dir eine Feiche“. Ist der Mundartleser ein Norddeutscher, dann hielte er das sch für genauer. Ist der Leser aber Kölner oder Mainzer, dann hielte er die ch-Schreibweise für besser, da er jedes ch als sch zu sprechen gewohnt ist. Auch der Kölner sagt je Fläschelsche und Täschelsche. Und der Neuwieder unterscheidet Feschelsche (= kleiner Fisch) von Fischelsche (= kleiner Vogel). Eins geht aus dem oben Gesagten noch hervor: daß die Verständlichkeit des Mundarttextes auch von der Leserschaft abhängt.

Da p, t, k nicht nur im Anlaut vor r und l erweicht sind, wie wir oben sahen, sei noch darauf hingewiesen, daß diese harten Verschußlaute auch in der Verdoppelung im Inlaut zu b, d, g erweicht sind. Schreibe ich lautlich richtig, dann müßte ich schreiben: Glogge, hugge, Bagge (= Wange), Labbe, hibbe, Dibbe, Ridder; will ich aber lesbarer schreiben, dann müßte es heißen: Glokke, hucke, Backe, Lappe, hippe, Dippe, Ritter.

Die Wiedergabe der Vokale (Selbstlaute) mit den üblichen Buchstaben ist teils leichter und teils schwieriger. Da ein Teil der mundartlichen Selbstlaute keine hochsprachliche Entsprechung hat, tauchen hier Schwierigkeiten auf. In einigen Fällen kann man diesen aus dem Wege gehen. Der Rheinfranke meint Zeit uns spricht Zaid, der Moselfranke sagt in diesem Fall Zäid. Zwar kommt der moselfränkische Laut äi in der Hochsprache nicht vor, kann aber mit den vorhandenen Vokalen ausgedrückt werden.

Das o hat, abgesehen von Verdümpfungen oder Aufhellungen, vier Aussprachemöglichkeiten, es kann kurz oder lang sein, es kann geschlossen oder offen ausgesprochen werden. Das Schriftdeutsche kennt nur das geschlossene lange o, z. B. in Tod, Mode, Boot, und das kurze o z. B. in hoffen, kommen, Sonne; ein langes offenes o wird zum Teil in Mord und Torte gebraucht; doch ein

kurzes, geschlossenes o kennen nur einige Mundarten.

Auf eine besondere Erscheinung des Vokalismus sei noch hingewiesen: auf die Entrundung, die im Rheinfränkischen eine große, im Moselfränkischen eine etwas geringere Rolle spielt. Physiologisch beruht sie darauf, daß die eigentlich zu rundenden Lippen mehr in die Breite gezogen werden. So wird aus einem ursprünglichen ü ein i, aus ö ein e, aus eu, äu ein ai, z. B. müd/mied, Fuß/Fieß, Leud/Laid (Leute), Freud/Fraid (Freude), neu/naï, größer/greeßer, bös/bees, über/iwwer. In einem kleinen Dorf bei Mainz hörte ich plötzlich einen Bauern seinen Freund rufen: „Aischen!“ Es dauerte einige Zeit, bis ich den Namen Eugen enträtselte.

Nach all dem Gesagten erhebt sich nun doch die Frage: „Wie soll man Mundart schreiben?“ Der Mundartschreiber kann einmal versuchen, den Lautwert möglichst genau mit den 26 ihm zur Verfügung stehenden Buchstaben auszudrücken. Das wird aber auf Kosten der Lesbarkeit gehen. Er kann aber auch versuchen, das Geschriebene lesbarer zu gestalten. Dabei benutzt er einige der hochsprachlichen Rechtschreibregeln, drückt also Kurzvokal durch Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten aus, ebenso benutzt er bei Vokallängen die ihm von der Schriftsprache her gebotenen Möglichkeiten, schreibt also lieb, gehn, Vieh; er schreibt auch - wengleich wider besseres Wissen - Glocke, drei, reisen, Platz, stehen, anstelle von einem lautlich richtigeren Glogge, drai, raïßen, Blatz, schdehen. So pendelt er zwischen lautlicher Richtigkeit und besserer Lesbarkeit. Er muß sich teils so, teils so entscheiden, dabei aber doch konsequent bleiben. Bei rein mundartlichen Wörtern ist die Entscheidung für die phonetisch richtige Wiedergabe leichter.

Ich habe nur einige wenige der im Naheräum vorkommenden Schwierigkeiten herausgegriffen. Es kam mir darauf an, an diesen wenigen Beispielen auf das Wesentliche hinzuweisen. Doch sei noch ein Letztes gesagt: ein Hinweis, welche Laute mit bestimmten Buchstaben gemeint sind, kann nie schaden. In jedem Fall aber empfiehlt es sich, bei der Herausgabe eines Wörterverzeichnisses oder eines Wörterbuches auf Ausspracheeigenheiten und -gewohnheiten aufmerksam zu machen.